



»Ich war mein Leben lang radikal«

Lydia la Rivière-Zijdel, Präsidentin der Europäischen Frauenlobby, Rollstuhlfahrerin und Aktivistin in der Frauen- und Behindertenbewegung

Lydia La Rivière-Zijdel

ist Jahrgang 1951 und hat die niederländische Staatsangehörigkeit. Sie hat Psychotherapie und Sozialwissenschaften studiert, außerdem Disability Studies (Behindertenforschung) und Frauenforschung betrieben. Sie arbeitete viele Jahre als Therapeutin und als Trainerin für Selbstverteidigung und Kampfsport.

Zurzeit leitet sie ein Bildungs- und Studienzentrum, das Projekte für Frauen (mit und ohne Behinderungen) durchführt mit den Schwerpunkten Selbstbehauptung, Antidiskriminierung, Gewaltprävention und Menschenrechte. Sie lehrt und forscht an der Universität von Amsterdam und anderen europäischen Universitäten in den Bereichen Disability Studies und Frauenforschung.

Seit den frühen Siebzigerjahren ist sie auf vielen Ebenen und in vielen Funktionen in der Frauenbewegung auch international aktiv, seit 2002 als Vorsitzende der Europäischen Frauenlobby (EWL). Außerdem engagiert sie sich in der europäischen Behindertenbewegung, derzeit vor allem im Europäischen Behindertenforum und bei Mobility International.

Lydia la Rivière-Zijdel ist seit einem Autounfall im Jahr 1982 doppelseitig gelähmt und benutzt einen Rollstuhl.

Wenn sie mit ihrem Rollstuhl hereinstürmt, ist klar: Dieser Frau stellt man sich ohne guten Grund besser nicht in den Weg. Denn sie ist kunstfertig im Kampf – und zwar in unterschiedlichen Arenen.

FrauenRat: Lydia, Sie haben den dritten schwarzen Gürtel in Karate und einen braunen in Aikido. Alle Achtung. Und: Sie haben den Kampfsport erst nach Ihrem Unfall, als sie bereits den Rollstuhl nutzten, angefangen. Was um alles in der Welt hat Sie dazu gebracht?

Lydia la Rivière-Zijdel: Während meiner Zeit in der Reha-Klinik habe ich ein Buch über Kampfkunst geschenkt bekommen mit wunderbaren Bildern und Geschichten. Darunter eine von einem alten Aikido-Meister, der sagte, dass in einem Kampf um Leben und Tod die innere Kraft das wichtigste sei, nicht die Muskelkraft. Da ich gerade die Muskelkraft in meinen Beinen verloren hatte, haben mich diese Worte natürlich zur rechten Zeit und am richtigen Ort mitten ins Herz getroffen. Seitdem arbeite ich an meiner inneren Kraft und schaue, was möglich ist und was nicht. Ich nehme zum Beispiel immer noch Einladungen an, ohne zu fragen, ob der betreffende Ort überhaupt rollstuhlgerecht ist. Denn ich gehe mit den Barrieren um, wenn sie sich mir in den Weg stellen – und ich finde immer eine Lösung. Das ist der Weg einer Kampfkünstlerin: Schau dir die Blumen am Wegrand an. Wenn du nur an das Ziel am Ende denkst, geht dir alles auf dem Weg dorthin verloren. Buddhistisches Denken macht einen guten Teil meiner Einstellung aus; es hat mir über die ersten Jahre meiner

Krankheit hinweggeholfen und hilft mir immer noch in einer Gesellschaft, die gegenüber Frauen und Männern mit Behinderung nicht offen ist. Nachdem ich also das erwähnte Buch gelesen hatte, beschloss ich, Aikido zu lernen. Ich war schon immer sportlich gewesen, habe Basketball gespielt und bin geschwommen. Es war also ganz normal, dass ich wieder Sport treiben wollte. Und natürlich nicht den nächstliegenden, den ich war mein Leben lang radikal. Also habe ich mit Aikido angefangen. Dabei habe ich meine spätere Karate-Lehrerin getroffen, Wendi Dragonfire, eine Feministin aus den USA. Mit ihr habe 1983 begonnen zu trainieren.

Heute sind Sie selbst Lehrerin für Selbstverteidigung.

Ja, denn ich hatte ich von Anfang an das Bedürfnis, meine Erfahrungen mit anderen zu teilen. Meine Eltern waren schon immer der Ansicht, dass ich zur Missionarin geboren sei. Also fing ich an, andere behinderte Frauen zu trainieren. Zuerst nur solche, die einen Rollstuhl oder Krücken nutzen, dann aber wurde aus diesem Hobby richtige Arbeit, mit der ich eine Zeitlang sogar mein Geld verdient habe. Ich habe selbst Kurse entwickelt und inzwischen mehr als 6.000 behinderte Mädchen und Frauen und ein paar hundert Jungen und Männer unterrichtet, außerdem 1.500 Menschen zu Selbstverteidigungs-TrainerInnen

ausgebildet, und das in ganz Europa. Und selbst heute noch, wenn ich wissen will, was sich so tut an der Basis der behinderten Frauen, gebe ich am Wochenende mal einen Selbstverteidigungskurs. Ich genieße das und sammle gleichzeitig Energie dabei für die kommenden politischen Auseinandersetzungen.

Dafür bot das Europäische Jahr der Menschen mit Behinderung sicherlich reichlich Anlass. Gibt es bereits positive Ergebnisse?

Das Jahr ist noch nicht zu Ende und die Ergebnisse sind noch nicht abzuschätzen. Sicher ist, dass die behinderte Frau oder der behinderte Mann auf der Straße kaum etwas von diesem Jahr mitbekommen haben. Das ist aber typisch für all diese europäischen Kampagnen. Hier sollten wir unsere Hoffnungen also nicht zu hoch hängen. Ich wünsche mir allerdings, dass Artikel 13 des Amsterdamer Vertrags, der bekanntlich Maßnahmen gegen Diskriminierungen aufgrund von Alter, Geschlecht, sexueller Orientierung, Behinderung und ethnischer Zugehörigkeit fordert, endlich in allen Mitgliedsstaaten umgesetzt wird – auch in Bezug auf Behinderung. Das wäre ein Fortschritt. Wenn ich jedoch die Maßnahmen betrachte, die in diesem Jahr speziell für behinderte Frauen unternommen wurden, also Konferenzen, finanzielle Förderung für Projekte usw., dann müssen wir uns für die EU wirklich schämen. Es herrscht immer noch die Meinung vor, das alle Fragen, die Behinderte betreffen, beide Geschlechter gleichermaßen meinen. Geschlechtsspezifische Programme gibt es daher kaum. Die »geschlechtsneutralen« sind natürlich männerzentriert und meistens auch von ihnen dominiert. Für mich als Feministin ist Geschlechtergerechtigkeit aber immer das Oberthema, auch in der Behindertenbewegung. Ich hoffe daher, denn ich versuche, immer positiv zu denken, dass wir die EU dazu bringen können, die Mittel für ein größeres EU-weites Netzwerk behinderter Frauen zur Verfügung zu stellen. Dieses sollte als gleichberechtigter Partner mit der Europäischen Frauenlobby



Beim Selbstverteidigungs-Training: Karate (oben), Aikido (unten), Fotos: privat



und dem Europäischen Behindertenforum zusammenarbeiten und diese beiden Verbände enger zusammenbringen.

Als Präsidentin der Europäischen Frauenlobby können Sie dafür sicherlich UnterstützerInnen finden.

Vor meiner Wahl zur Vorsitzenden der EWL wurde ich immer wieder gefragt, ob ich als Präsidentin vor allem die Interessen und Anliegen behinderter Frauen in den Mittelpunkt meiner Arbeit stellen würde. Oder es wurden Befürchtungen laut, dass die Tatsache, dass ich einen Rollstuhl benutze, andere davon abhalten könnte, mit mir allgemeine Frauenthemen zu diskutieren. Meine rhetorische Gegenfrage darauf lautete: Hätten Sie das auch eine schwarze Frau gefragt?

Als EWL-Präsidentin mit Behinderung habe ich den Vorteil, dass mich alle beim zweiten Mal wiedererkennen. Und in dem Maße, wie ich mich in dieser Funktion profilieren – und zwar in Frauenfragen allgemein – wissen beim zweiten Mal alle, für was ich bzw. die EWL steht. Ich betone natürlich immer die Vielfalt unserer Frauenlobby, ich fange mit schwarzen Frauen an, spreche über Migrantinnen, Flüchtlinge, ältere Frauen, Mädchen und ende mit den behinderten Frauen. Als Dreingabe kommt hinzu, dass die Leute gegenüber Behinderten oft unsicher sind, sie haben Mitleid, trauen sich oft nicht, Nein zu sagen, sie hören besser zu, sind höflicher. Daraus schlage ich für die EWL natürlich Nutzen. Aber im Ernst: Das erste, was ich gelernt habe, ist, dass die Themen von den Mitgliedern kommen müssen. Eine Präsidentin sollte sie nicht im Alleingang initiieren.

Meinen Sie damit die Debatte um PID und Bioethik, die Sie in der EWL gestartet haben bzw. starten wollten?

Zum Beispiel. Daraus habe ich gelernt, dass für ein Thema erst die Bereitschaft, die Offenheit geschaffen werden muss, bevor es auf die Tagesordnung gesetzt werden kann. Da-

von abgesehen bin ich der Meinung, dass sich die Frauenbewegung niemals scheuen sollte, heiße Eisen anzufassen. Im Fall der Biomedizin finde ich, dass wir unseren Kopf in den Sand stecken und nicht zur Kenntnis nehmen wollen, wie weit diese von Männern dominierte Industrie schon fortgeschritten ist. Wir sollten uns endlich in die Diskussionen um Bioethik, um pharmazeutische Experimente einmischen.

In Deutschland spielt das Thema Bioethik durchaus eine Rolle. Feministinnen und Frauen und Männer in der Behindertenbewegung führen seit Jahren den Kampf zum Beispiel gegen PID und die Pränataldiagnostik. Sie argumentieren, dass Frauen zwar ein Recht auf Selbstbestimmung haben müssen, aber nicht darüber entscheiden sollten, ob sie ein behindertes Kind zur Welt bringen wollen oder nicht. Stattdessen fordern sie gesellschaftliche Verhältnisse, die Frauen bzw. Familien ermöglichen, gut mit einem solchen Kind zu leben. Welche Position vertreten Sie?

Ich bin zuerst Frau und Feministin, davon ist mein Denken grundsätzlich geprägt, es bestimmt auch meine Einstellung als behinderte Frau. Demnach soll jede Frau frei und ohne Zwang zur Rechtfertigung oder Darlegung ihrer Gründe entscheiden können, ob sie das Kind haben will oder nicht. Und zwar ungeachtet dessen, ob dem Kind eine Behinderung droht oder nicht. Ich kann verstehen, wenn sich eine Frau unter bestimmten Umständen für eine Abtreibung entscheidet und gegen ein Kind, vor allem, wenn es behindert sein wird. Wir wissen alle, dass viele Frauen ökonomisch nicht unabhängig sind, dass Kinderbetreuung in den meisten EU-Ländern ungenügend geregelt ist, dass Renten und Behindertenrente meist nicht ausreichen. Wir verlangen also von Frauen, dass sie ihre Situation mit einem behinderten Kind weiter verschlechtern. Zu welchem Preis? Und ich spreche nicht von Geld, sondern von emotionalem und physischem Aufwand. Schließlich leben wir immer noch in einer behindertenfeindlichen

Welt. Die Hauptlast fällt also auf die Mütter. Es ist statistisch erwiesen, dass die meisten Paare mit behindertem Kind geschieden sind oder sich getrennt haben.

Kriegen Sie mit dieser Position nicht Ärger?

Ich weiß, dass das Thema in der Behindertenbewegung zu den heiß umstrittenen gehört. Das Selbstbestimmungsrecht von Frauen ist dabei ein Aspekt. Ein anderer ist unsere Gesellschaft, die behinderte Menschen ablehnt und sie nach dem Kosten-Nutzen-Faktor berechnet. Wer also am eigenen Leib oder der eigenen Seele erfährt, dass sie – oder er – besser gar nicht zur Welt gekommen wäre, weil sie – oder er – zu viel kostet, ist verständlicherweise wenig gewillt, über die Abtreibung eines kranken Fötus offen zu diskutieren. Von diesen Erfahrungen ist die Einstellung eines guten Teils der Behindertenbewegung geprägt. Ich warne aber davor, die beiden Aspekte zu vermischen.

*Mit Lydia la Rivière-Zijdel sprach
Ulrike Helwerth*

Frühscreening

Die neueste Entwicklung auf dem Markt der Pränataldiagnostik sind Tests (Nackenfaltenmessung, Blutuntersuchung) im ersten Schwangerschaftsdrittel. Mit ihnen soll ermittelt werden, wie groß die statistische Wahrscheinlichkeit ist, dass das Ungeborene behindert ist. Der Test wird zur Zeit als freiwillige Gesundheitsleistung (IGeL) angeboten, aber bereits als Früh-»Screening« beworben.

Das Netzwerk gegen Selektion durch Pränataldiagnostik hat dazu eine kritische Stellungnahme verfasst, die u.a. auch vom Deutschen Frauenrat mitgetragen wird. www.netzwerk-praenataldiagnostik.de